



Leseprobe

Karen White, Beatriz Williams,
Lauren Willig

Das Herz des Ozeans
Roman

Bestellen Sie mit einem Klick für 11,00 €



Seiten: 544

Erscheinungstermin: 16. Dezember 2019

Mehr Informationen zum Buch gibt es auf

www.penguinrandomhouse.de

Inhalte

- Buch lesen
- Mehr zum Autor

Zum Buch

Eine mitreißende Liebesgeschichte vor dem Hintergrund des dramatischsten Schiffsunglücks seit der Titanic

April 1915. Caroline Telfair Hochstetter reist mit der RMS Lusitania von New York nach Europa. Dringende Geschäfte ihres Ehemanns zwingen sie trotz Kriegszeiten zu der gefährlichen Überfahrt. An Bord befinden sich außerdem Carolines einstige große Liebe Robert Langford sowie die Betrügerin Tessa Fairweather. Ein letzter Auftrag, dann will die junge Frau in England ein neues Leben beginnen. Doch während das Schiff seinem Schicksal entgegenfährt, beginnt für alle drei ein Wettlauf gegen die Zeit, um eine Verschwörung aufzudecken, die nicht nur ihre eigenen Leben grundlegend verändern wird.

Fast ein Jahrhundert später stößt die Schriftstellerin Sarah Blake im Nachlass ihres Urgroßvaters – einst Steward auf der RMS Lusitania, die während des Ersten Weltkriegs von einem deutschen U-Boot versenkt wurde – auf ein Dokument, das dafür sorgen könnte, dass die Geschichte neu geschrieben werden muss ...

KAREN WHITE
BEATRIZ WILLIAMS
LAUREN WILLIG
DAS HERZ DES OZEANS

KAREN WHITE · BEATRIZ WILLIAMS
LAUREN WILLIG

Das
Herz des
Ozeans

ROMAN

Deutsch von Sonja Rebernik-Heidegger

blanvalet

Die Originalausgabe erschien 2018 unter dem Titel
»The Glass Ocean« bei William Morrow,
An Imprint of HarperCollins Publishers, New York.

Sollte diese Publikation Links auf Webseiten Dritter enthalten, so übernehmen wir für deren Inhalte keine Haftung, da wir uns diese nicht zu eigen machen, sondern lediglich auf deren Stand zum Zeitpunkt der Erstveröffentlichung verweisen.



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967

1. Auflage

Copyright der Originalausgabe © 2018 by

Beatriz Williams, Lauren Willig und Karen White

Published by Arrangement with

Harley House Books, LLC, Beatriz Williams, Lauren Ratcliffe.

Dieses Werk wurde vermittelt durch

die Literarische Agentur Thomas Schlück GmbH, 30161 Hannover.

Copyright der deutschsprachigen Ausgabe © 2020 by Blanvalet

in der Verlagsgruppe Random House GmbH,

Neumarkter Str. 28, 81673 München

Redaktion: Andrea Kalbe

Umschlaggestaltung: © Johannes Wiebel | punchdesign,

unter Verwendung von Motiven von Shutterstock.com

(kamienczank; Everett Historical)

AF · Herstellung: sam

Satz: Buch-Werkstatt GmbH, Bad Aibling

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN 978-3-7341-0834-1

www.blanvalet.de

*Für die Opfer und Überlebenden der letzten Überfahrt der
RMS Lusitania und ihre liebenden Angehörigen.*

Eins

NEW YORK CITY

MAI 2013

Sarah

Der Abendhimmel war von einem sanften Blau, wie es im Mai in New York so oft der Fall war, und ich beschloss, zum Treffen des Buchclubs zu laufen und das Geld für den Bus zu sparen. In Mimis Facebook-Nachricht stand, dass sie sich in ihrer Wohnung an der Park Avenue trafen, mitten im gepflegten Herzen der Stadt – und mindestens dreißig Minuten von meiner Wohnung am Riverside Drive entfernt. Aber das war mir egal. Ich war eine New Yorkerin, ich konnte den ganzen Tag zu Fuß herumlaufen. Außerdem würde ein flotter Spaziergang meine Nerven beruhigen (das redete ich mir zumindest ein, während ich zum millionsten Mal an diesem Nachmittag Mimis Nachricht las).

Ich hatte mehr als genug Zeit eingeplant, um mich fertigzumachen, denn ich wollte auf keinen Fall zu spät kommen. *Unpünktlichkeit ist unprofessionell*, hatte meine Mom immer zu mir gesagt, wenn sie wieder einmal in ihrem eleganten Hosenanzug vor mir gestanden hatte. Eingehüllt in den Duft von *Youth Dew* von Estée Lauder und guten Manieren. *Wähle das Outfit bereits am Vorabend aus, verlasse die Wohnung zehn Minuten früher*. Alles ziemlich gute Ratschläge, weshalb ich meine

indigoblauen Skinny-Jeans und die Seidenbluse tatsächlich bereits zurechtgelegt und meine Meinung zu der Bluse auch nur zwei Mal geändert hatte. Dazu noch meine Lieblingsandalen mit Keilabsatz – weil sie mir ein paar Zentimeter mehr schenkten, ohne meine Fähigkeit zur Fortbewegung einzuschränken –, eine hübsche Halskette und ein Pferdeschwanz. Es war jene lässige, gedankenlos zusammengewürfelte Eleganz, die den überkandidelten Supermüttern aus der Park Avenue in ihren Louboutins glatt die Sprache verschlug.

Die Kette ziepte. Ich öffnete den Pferdeschwanz und band ihn neu. Entschied mich für eine andere Kette. Griff nach meiner Tasche von Kate Spade und band meinen Hermès-Schal um den Henkel. Nahm den Schal wieder ab. Wollte ihn noch einmal um den Henkel binden, hielt aber im letzten Moment inne, weil ein Schal um den Taschenhenkel irgendwie zu überambitioniert wirkte. Oder machte ich mir wieder einmal zu viele Gedanken? Ich warf einen Blick auf mein Handy. Eigentlich wollte ich vor fünf Minuten gehen.

Ich hetzte wie immer durch die Upper West Side und den Central Park. Meine Lungen brannten, und meine Beine schwankten, während die Leute im Park Softball spielten und sich Pärchen nach der Arbeit trafen, um Hand in Hand in eine Weinbar zu gehen und Tapas zu essen. Oder mit einer Tüte Fast Food nach Hause.

Wenn ich nicht in Eile war, saß ich gerne auf einer der Bänke, aß einen Hotdog mit Ketchup und Senf, aber ohne Zwiebeln, und beobachtete sie. Meine New Yorker Mitbürger. Ich suchte mir einfach jemanden aus. Einen Mann in einem Anzug vielleicht, der gerade seine Krawatte lockerte oder einen schnellen Blick auf die Uhr warf. Ich dachte mir ein Leben für ihn aus, eine Vergangenheit und seltsame Geheimnisse, die er verbarg. Mom hatte immer von den Dinnerpartys erzählt, die sie gegeben hatten, bevor Dad fortgegangen war. Ich

hatte die Gäste heimlich durch das Treppengeländer beobachtet, obwohl ich eigentlich hätte schlafen sollen, und am nächsten Morgen hatte ich sie mit Fragen bombardiert: Wer war mit wem verheiratet? Womit verdienten sie ihr Geld? Woher kamen sie, und wie viele Geschwister hatten sie? Früher hatte ich ihren Geschichten geglaubt. Ich hatte tatsächlich geglaubt, dass mir mein Beruf in die Wiege gelegt worden war.

Mittlerweile war ich mir nicht mehr so sicher. Ich hegte sogar starke Zweifel, während ich am Belvedere Castle vorbeihetzte, zahlreichen Kinderwagen auswich und der Central Park meine Lunge mit dem Duft von grünen Blättern und Hot-Dog-Buden, von Autoabgasen und uringetränktem Asphalt füllte. Frischluft in der Großstadt.

Zu meiner Linken stach der grau-beige Obelisk Cleopatra's Needle in den Himmel, um den sich Dutzende Touristen mit ihren Selfiesticks versammelt hatten. Ihr Anblick versetzte mich in Panik. Ich begann zu joggen, verlangsamte das Tempo aber bald wieder zu einem flotten Spaziergang. Kurz darauf stürzte ich durch das Tor hinaus auf die Fifth Avenue. Autos hupten, Menschen brüllten, und ich erkannte, dass meine Panik durchaus gerechtfertigt gewesen war: Ich hatte die Gehzeit falsch eingeschätzt und war bereits elf Minuten zu spät. Die anderen waren sicher schon da. Vermutlich dachten sie, ich hätte den Termin verpennt, und schüttelten mitleidvoll die Köpfe. Die Hausfrauen der Upper East Side leisteten sich keinen Fehler, ihre morgendlichen To-do-Listen waren abends fein säuberlich abgehakt, und sie zeigten kein Verständnis für Tagträumer, die die Zeit übersahen und deren Verstand nicht in gerade, organisierte Bahnen gepresst werden konnte.

Mimi hatte in ihrer Nachricht nicht erwähnt, wie viele Querstraßen es waren. Ich hatte nur die Adresse an der Park Avenue, die vermuten ließ, dass sich die Wohnung irgendwo zwischen 79. und 71. Straße befand. Ich sprang zwischen zwei

Touristenbussen auf die Fifth Avenue und rannte beinahe vor ein heranbrausendes Taxi. Der Fahrer hupte, doch ich schaffte es auf die andere Seite und lief die 79. Straße entlang zur Madison Avenue. Ich wartete auf ein Loch im Verkehr, überquerte sie und hielt mich östlich in Richtung Park Avenue.

Ein Hundesitter mit sechs oder sieben Kötern blockierte den Gehweg. Der kleinste war ein grauweißer Havaneser, der größte ein Irischer Wolfshund, der nun wirklich nicht nach New York City gehörte. Der Havaneser sprang mich an, als wäre ich seine beste Freundin – Hunde mochten mich einfach –, und ich überlegte, ob ich vielleicht zur Hundesitterin geschaffen war. Denn hierfür war ich es nicht. Ich war nicht dafür geschaffen, den Bürgersteig entlang zu einem Buchclub-Treffen zu hetzen und zu hoffen, dass ich nicht zu spät zu den Horsd'œuvres kam. Denn ich *zählte* auf diese Horsd'œuvres. Mimi hatte sie wahrscheinlich bei *Yura on Madison* oder in einem ähnlich exquisiten Laden bestellt. Ein Blick aufs Handy. Vierzehn Minuten zu spät.

Natürlich befand sich die Adresse ausgerechnet zwischen der 72. und 71. Straße. Ich hielt den Blick auf die Zahlen auf den grünen Markisen gerichtet und hetzte an einem Türsteher nach dem anderen vorbei. Endlich entdeckte ich die richtige Hausnummer und verglich sie zur Sicherheit noch einmal mit Mimis Angaben.

Als ich den Blick hob, starrte mich der Türsteher in seinem nüchternen schwarzen Anzug an. Ich drückte den Rücken durch, wie Mom es mir immer gezeigt hatte. »Hi? Ich komme zum Buchclub? Mimi Balfour? 8B? Tut mir leid, ich bin spät dran!« Ein strahlendes Lächeln.

Er erwiderte es mitfühlend – von Hilfskraft zu Hilfskraft – und öffnete die bronzefarbene Gittertür. »Der Aufzug ist gleich geradeaus.«

Vielleicht sollte ich noch erwähnen, dass ich Mimi Balfour gar nicht kannte. Zumindest nicht persönlich. Wir hatten uns noch nie getroffen. Sie hatte mir lediglich eine Nachricht auf meiner Autoren-Fanpage auf Facebook hinterlassen und angekündigt, dass ihr Buchclub im Mai mein Buch *Small Potatoes* lesen würde. Nachdem sie in meiner Kurzbio gelesen hatte, dass ich aus New York kam, wollte sie fragen, ob ich Zeit hätte, mich mit ihnen zu treffen.

Sie klang selbstsicher, als würde sie meine Zusage voraussetzen – ganz anders als die Nachrichten und E-Mails, die ich nach der Veröffentlichung von *Small Potatoes* bekommen hatte. Zu der Zeit war ich ständig in allen möglichen Talkshows zu Gast gewesen und hatte über die Kartoffelfäule und die große Hungersnot in Irland Mitte des neunzehnten Jahrhunderts referiert, als wäre ich selbst dabei gewesen. Die Hochachtung war mit jedem Satz deutlich geworden. *Sie sind sicher immens beschäftigt. Ich liebe Ihr Buch abgöttisch. Ich werde Ihnen auf ewig dankbar sein.*

Ich hatte sämtliche Anfragen an meine Presseagentin weitergeleitet, die ein paar glückliche Gewinner ausgewählt und den Rest mit einer Liste hilfreicher Artikel und Interviews abgepeist hatte. Sie hatte den Auftrag gehabt, nicht mehr als zwei Anfragen pro Monat anzunehmen. Mehr hatten nicht in meinen Terminkalender gepasst.

Während sich der Aufzug langsam zu Mimis Stockwerk hocharbeitete – ich liebte diese alten Rosario-Candela-Häuser und ihre kleinen, eleganten Aufzüge –, versuchte ich, mich zu erinnern, wann ich das letzte Mal bei dem Treffen eines Buchclubs gewesen war. Ich schätzte, es war etwa ein Jahr her. Nein. Länger. In einer kleinen Wohnung in Greenpoint, in der es nach Katzenfutter roch. An diesem Tag wütete ein schlimmer Schneesturm, und das Treffen wurde abgesagt, ohne mir Bescheid zu geben. Als ich auftauchte, saßen die Frau und ihre

Mitbewohnerin mit den Katzen auf dem Sofa und sahen sich *House of Cards* in Dauerschleife an. Man musste ihr zugutehalten, dass sie sich wenigstens entschuldigte. Sie hatte angenommen, dass niemand, der noch alle Tassen im Schrank hatte, bei einem solchen Sturm außer Haus ging. Sie kochte mir einen Becher Kakao, bot mir altbackene Tortilla-Chips an und fragte, was ich als Nächstes schreiben würde. Meine Lieblingsfrage. Als ich ging, war die letzte U-Bahn bereits gefahren, und ich musste in meinen zu kleinen Uggs über die Williams Bridge nach Manhattan und weiter bis ans andere Ende der Insel laufen, während der Schnee auf meinen Wangen brannte und sich auf den Bürgersteigen sammelte. Es war eine schöne Zeit gewesen. Wie könnte ich sie je vergessen?

Ich starrte auf den Bronzepfeil, der langsam von einem Stockwerk zum nächsten wanderte, und redete mir ein, dass Mimi sicher ganz anders war als die Katzenfuttertante. Es würde leckere Horsd'œuvres für meinen leeren Magen und Wein für meine geschundene Seele geben, und der Enthusiasmus für *Small Potatoes* würde ungebrochen sein. Jeder, der das Buch las, liebte es. Das Problem war nur, dass das fünf Jahre nach der Veröffentlichung kaum noch jemand tat. Es war lange her, dass ein Schulbezirk in Boston das Buch für alle Schüler der siebten Schulstufe bestellt und mich gebeten hatte, vor der Lehrerversammlung zu sprechen.

Sechster Stock. Siebter Stock. Ich ging noch einmal Teile meiner Standardrede durch. Der Kommentar über die Schafe sorgte immer für Lacher.

Achter Stock. Die Aufzugtür glitt auf und gab den Blick auf ein in Creme und Gold gehaltenes Foyer frei. Links befand sich Wohnung 8A, rechts 8B. Bloß zwei Wohnungen pro Stockwerk in einem Haus dieser Größe? Mimis Mann war vermutlich Investmentbanker oder Hedgefondsmanager. Oder Partner in einer exklusiven Anwaltskanzlei. Ich überlegte, wie

schön es gewesen wäre, wenn sich jemand anderes darum gekümmert hätte, dass genug Geld zum Überleben im Haus war. Ich hatte mal etwas mit einem Hedger. Er war Ende dreißig und steinreich gewesen. Ein mathematisches Genie mit einem derben Sinn für Humor, der auf knochige, dünnlippige Art gut aussah. Wir lernten uns wenige Monate nach der Veröffentlichung von *Small Potatoes* kennen, als mein Ruf als prominente Autorin kurzzeitig meine irischen Sommersprossen und die krausen, rotbraunen Haare überstrahlte. Dinners bei Daniel, Sex in seinem schnittigen Loft in Tribeca, Limousinen, die uns überall hinbrachten. Ich machte Schluss, nachdem ich herausgefunden hatte, dass er nebenbei Affären mit mehreren zwanzigjährigen Victoria's-Secret-Models hatte. Aber vielleicht war die Entscheidung doch zu übereilt gewesen?

Ich trat auf die Tür mit der Nummer 8B zu und warf einen letzten Blick auf mein Handy. Neunzehn Minuten zu spät.

Die Tür ging auf. Fast hätte ich ein Dienstmädchen in Uniform erwartet, aber stattdessen stand eine große, schlanke Blondine vor mir. Sie trug weiße Jeans, die ihren knochigen Körper betonten, hielt ein Glas Weißwein in der Hand und kicherte immer noch über den letzten Witz im Kreise ihrer Freundinnen.

Ich streckte ihr die Hand entgegen. »Mimi? Es tut mir so leid ...«

»Oh *hi!* Ich bin Jen. Mimi ist im Wohnzimmer. Sind Sie *Sarah?* Oh *mein Gott*, Sie sehen ja *ganz anders* aus als auf dem Autorenfoto!«

»Leider kann man den Make-up-Artist nach dem Fototermin nicht mit nach Hause nehmen.« Das war meine Standardantwort. »Es tut mir leid, dass ich ...«

»Kommen Sie doch mit«, rief sie und wandte sich ab. »Die anderen sind schon so gespannt!«

Ich folgte Jen in eine weitläufige, vertäfelte und in geschmack-

vollem Taubengrau gestrichene Galerie und bemerkte in diesem Moment, dass mir meine Seidenbluse – die ich in Zeiten des Wohlstands gekauft hatte – am Körper klebte. Ich schwitzte nach meinem Dauerlauf durch Manhattan immer noch, meine Haare waren an den Schläfen feucht, und mein Atem ging stoßweise. Außerdem knurrte mein Magen. Ich hatte seit dem Frühstück nichts mehr gegessen, weil ich angenommen hatte, dass es hier genügend geben würde, und ich mir ein paar Dollar sparen wollte. Ich fuhr mir mit dem Jackenärmel über die Wangen und die Oberlippe. Jen ging hüftschwingend vor mir her, und ihre Wirbel drückten sich durch ihr legeres marineblaues Tanktop. Ihre Arme glänzten unglaublich seidig. Wahrscheinlich behielt ein Team aus strengen Stylisten sie rund um die Uhr im Auge. Ihre Haare waren dicht und glänzend und wuchsen sicher nirgendwo anders als auf ihrem Kopf.

Wir traten in ein formelles, aber trotzdem modernes Wohnzimmer, das ebenfalls in Grau gehalten war, aber von karmesinroten Farbakzenten aufgelockert wurde. Dazu gehörten zwei sich gegenüberstehende Sofas und mehrere farblich abgestimmte Lehnstühle, auf denen Frauen mit geglätteten Haaren und denselben engen weißen Jeans saßen, wie Jen sie trug. Sie trat zur Seite und deutete mit dem Weinglas auf mich. »Ich habe euch die *Autorin* mitgebracht!«, rief sie aufgedreht, und mir wurde klar, dass sie schon ziemlich angetrunken war. *Mein Gott, wie viel Wein kann man eigentlich in zwanzig Minuten trinken?*, dachte ich.

Ich hob grüßend die Hand. »Hallo, zusammen! Es tut mir so leid ...«

Eine Frau zu meiner Linken erhob sich. Sie war brünett und trug ein türkisfarbenes Trapez-Top – eine Art Vorgeschmack auf den Sommer. »Sarah! Ich bin Mimi. Wow, Sie sehen ja *überhaupt nicht* so aus wie auf Ihrem Autorenfoto!«

»Ja, ich *weiß*«, kreischte Jen. »Das habe ich auch gesagt.«

»Tut mir leid, aber ich trage im echten Leben selten Lipgloss oder Mascara. Und ich möchte mich noch mal dafür entschuldigen, dass ich zu spät bin, ich ...«

Mimi warf einen Blick auf die Uhr. »Ach du meine Güte, ist es schon sieben? Mädels, wir haben *eineinhalb* Stunden verquatscht!«

Die anderen lachten. Auf dem Couchtisch stand eine Auswahl an eleganten Leckerbissen. Mini-Cheeseburger mit winzigen Sesamsamen, Ceviche, Bruschetta und Guacamole, in der sich bereits Krümel von den blauen Tortilla-Chips aus der Schale nebenan befanden. Außerdem hatte jede Frau ein Glas Weißwein in der Hand, das eine Philippinerin in Uniform regelmäßig aus einer gekühlten Flasche nachfüllte.

»Sie hätten sicher gerne etwas Wein, richtig?«, fragte Mimi. »Angel, holen Sie Miss Blake doch ein Glas. Und nehmen Sie auch gleich die Teller mit in die Küche. Sie sind doch sicher nicht hungrig, oder Sarah?«

»Na ja, ich ...«

»Bringen Sie stattdessen die Cupcakes, Angel. Und Wein für Miss Blake.« Mimi wandte sich wieder zu mir herum und deutete auf einen seltsamen Holzstuhl am anderen Ende des Couchtisches. Er hatte eine hohe Lehne und war silbern lackiert. »Setzen Sie sich doch! Oh mein Gott, dieses Buch! Es ist unglaublich.«

Ich wankte zu dem Stuhl, ließ mich darauf sinken und stellte meine Tasche neben mir auf den Boden. Angel eilte währenddessen um den Tisch herum und sammelte die Platten mit den herrlichen, kaum angerührten Snacks ein. Ich wollte nach einem Mini-Cheeseburger greifen, doch sie war zu schnell, also tat ich so, als wollte ich nur meinen Ärmel zu-rechtzupfen. »Danke«, meinte ich. »Ich bin während der Recherche für meine Abschlussarbeit auf das Thema gestoßen, und ich ...«

»Mir haben vor allem die Geschichten der Irinnen gefallen, die nach Amerika ausgewandert sind«, fuhr Mimi unbeirrt fort. »Damit konnte ich mich identifizieren. Mütterlicherseits bin ich nämlich auch Irin. Meine Urgroßmutter hat als Hausmädchen gearbeitet. Kaum zu glauben, oder?«

»Haushaltsdienste waren die einzige Möglichkeit, wie Frauen und Mädchen damals Geld ...«

»Moment, deine Urgroßmutter war ein Dienstmädchen? Mimi! Ich hatte ja keine *Ahnung!*«, rief eine der anderen Frauen.

»Ja, ich *weiß!* Bei einer Familie an der Upper East Side. Wenn ich nur wüsste, wo. Wäre es nicht *total* verrückt, wenn sie vielleicht sogar in *diesem* Haus gearbeitet hätte?« Mimi warf sich die Haare über die Schulter. »Aber egal. Reden Sie weiter, Sarah.«

»Ähm ... Also vor etwa sieben oder acht Jahren bekam ich ein Stipendium und konnte zur Recherche nach Dublin fliegen. Ich habe mich anfangs eigentlich gar nicht für die große Hungersnot und die Kartoffelfäule interessiert. Ich recherchierte zum Thema ›nicht ortsansässige Grundherren‹ – das waren hauptsächlich Engländer, deren Familien Land in Irland zugesprochen bekommen hatten, ohne überhaupt dort zu wohnen. Sie kassierten bloß die Pachtzahlungen der Bauern und heuerten Männer an, die vor Ort für Ordnung sorgten.« Ich nahm Angel das Weinglas aus der Hand und nippte daran. Die Augen der Frauen hatten einen höflich interessierten Glanz angenommen. Jen griff nach ihrem iPhone und wischte hektisch darauf herum. Ich nahm noch einen Schluck Wein und redete rasch weiter: »Wie auch immer, bei meinen Recherchen stieß ich schließlich auf ein Archiv ...«

»Haben Sie eigentlich auch schon mal Dinge gefunden, die bisher unentdeckt waren?«, fragte eine Frau dazwischen. »Irgendetwas total Wertvolles, ein Bild von einem berühmten Maler vielleicht, das verloren gegangen ist oder so?«

»Ähm, nicht wirklich. Es ist eher so, dass ...«

»Hey, so etwas habe ich mal im Fernsehen gesehen! Es war ein Bild von da Vinci oder Michelangelo oder so.«

»Ja! Das habe ich auch gesehen. Und ich so: Wow, der Händler hat den Kerl ordentlich über den Tisch gezogen. Er hat das Gemälde für fünf Mäuse gekauft, und ...«

»Moment!« Mimi hielt eine Hand in die Höhe, als wollte sie den Verkehr regeln. »Leute. Kommt schon. Die *Autorin* spricht gerade. Sie haben für Ihre Masterarbeit recherchiert, richtig? Welches Fach?«

»Eigentlich war es die Doktorarbeit. In Geschichte.«

»Ja, klar!« Sie lachte. »Wo haben Sie noch mal studiert, Sarah? Hier in New York, oder?«

»An der Columbia. Aber das steht doch in meiner Biografie? Am Ende des Buches?« Ich sah mich um und merkte zum ersten Mal, dass in Mimis teurem Wohnzimmer keine einzige Ausgabe von *Small Potatoes* herumlag. »Ähm, hat vielleicht jemand das Buch dabei, oder ...«

»Ja, gleich hier.« Mimi stellte ihren Wein beiseite und nahm ein iPad von dem Tisch neben ihr. »Moment noch. Ahh! So viele Nachrichten. Hat sonst noch jemand sein iPad dabei?«

»Ich habe das Buch auf meinem Telefon«, erklärte Jen.

»Kannst du mal die Datei öffnen und Sarahs Biografie rausuchen? Ich muss die Nachricht hier dringend beantworten.«

Mimi versank in der Welt ihres iPads, während Jen auf ihrem Handy herumwischte. Ich nahm einen weiteren Schluck Wein und meinte dann: »Ist doch nicht so wichtig. Lange Rede, kurzer Sinn: Ich schrieb meine Doktorarbeit in Geschichte und ging für ein Semester nach Dublin, wo ich ...«

»Ah, da ist es ja!«, rief Jen. Sie stand auf und reichte mir ihr Handy. »Hier, lesen Sie es uns vor?«

Ich nahm das Telefon und warf einen Blick auf das Display. »Das ist ziemlich verschwommen, oder?«

»Ja, tut mir leid. Mimi hat da diese großartige Website ausfindig gemacht, damit wir es uns kostenlos downloaden konnten.«

Ich hob den Blick und starrte in Jens glattes, strahlendes Gesicht. Ihr Stuhl war mit grauem Leopardenprint bezogen, und der Stoff war so flauschig, dass er aussah wie echtes Fell. Der zarte Rahmen war im Louis-seize-Stil gehalten und genauso silbern lackiert wie meiner. Ich fragte mich, ob es eine Reproduktion oder eine echte Antiquität war. Hatten Mimi und ihr Innenarchitekt tatsächlich einen Originalstuhl aus der Zeit Ludwigs XVI silbern lackiert?

Die Worte hallten in meinem Kopf. *Kostenlos downloaden.* Jen hatte fröhlich und triumphierend geklungen. *Kostenlos downloaden! Was für ein verdammtes Schnäppchen!*

»Tut mir leid, aber sie hat *was* gefunden?«

»Diese Website. Mimi, wie heißt sie noch gleich? Bongo oder so?«

Mimi hob den Blick von ihrem iPad. »Was meinst du?«

»Die Website, auf der du auf Sarahs Buch aufmerksam geworden bist.«

»Oh«, erwiderte sie. »*Bingo*. Haben Sie denn noch nie davon gehört? Es ist eine Online-Bibliothek. Man kann beinahe jedes Buch kostenlos downloaden. Es ist *unglaublich*.«

Meine Hände zitterten. Ich legte Jens Handy beiseite und stellte das Weinglas ab. Ohne Untersetzer.

»Sie meinen eine Piratenseite.«

»Mein Gott, nein! So etwas würde ich nie unterstützen! Es ist eine Online-Bibliothek.«

»Ja, so nennen es die Betreiber. Aber in Wirklichkeit sind sie Diebe, die gestohlene Ware vertreiben. Bei elektronischen Ausgaben ist das ganz einfach.«

»Das ist nicht wahr!« Mimis Stimme wurde ein wenig lauter. Und schärfer. »Bibliotheken verleihen E-Books.«

»Richtige Bibliotheken schon. Sie kaufen sie direkt beim Verlag. Websites wie *Bingo* laden unerlaubte Kopien hoch, um Werbung zu verkaufen oder Cookies auf Ihre Handys zu laden. Sie sind Piraten.«

Das darauffolgende Schweigen war beinahe ohrenbetäubend. Ich hob mein Glas und nahm einen großen Schluck, obwohl meine Hand so stark zitterte, dass es sicher alle sahen.

»Okay«, lenkte Mimi ein. »Aber das spielt doch sowieso keine Rolle. Ihr Buch ist schon seit Jahren auf dem Markt. Es ist Allgemeingut.«

Ich stellte das Glas wieder ab und griff nach meiner Tasche. »Ich habe echt nicht die Zeit, Ihnen eine Einführung ins Copyright zu geben. Aber grundsätzlich ist es so, dass Autoren nicht bezahlt werden, wenn die Verlage kein Geld einnehmen. So funktioniert das nun mal.«

»Ach, kommen Sie schon!«, erwiderte Mimi. »Sie haben sicher genug für das Buch bekommen!«

»Nicht so viel, wie Sie denken. Und auf jeden Fall nicht annähernd so viel, wie Ihr Mann mit seinen Derivaten verdient. Oder womit auch immer er das hier finanziert.« Ich machte eine ausladende Handbewegung. »Und wissen Sie was? Die großen Namen leiden vielleicht gar nicht so sehr darunter, sondern jene Autoren, die gerade ausreichend Bücher verkaufen. Talente, von denen man nie etwas hört und bei denen jedes verkaufte Buch zählt ... Aber was rede ich da? Das ist Ihnen doch egal. Ihnen allen. Sie sitzen hier in Ihren Palästen hoch über der Stadt, und keine von Ihnen musste jemals ihr eigenes Geld verdienen. Warum zum Teufel sollten Sie sich etwas aus Tantiemen machen?«

Ich erhob mich von meinem silbernen Stuhl und warf mir die Tasche über die Schulter. »Es ist übrigens in etwa ein Dollar pro Buch, und die Summe wird alle sechs Monate überwiesen. Ich bin also hierhergelaufen, habe einen Abend meines

Lebens geopfert und hätte trotzdem nicht mehr als zwölf Mäuse verdient, selbst wenn Sie sich alle eine legale Ausgabe gekauft hätten. Zwölf Dollar und ein Glas billiger Wein. Ich finde selbst hinaus!«

Ich wandte mich ab und marschierte durchs Wohnzimmer, wobei ich auch noch über das letzte Stuhlbein stolperte. Angel, die gerade mit einem Teller Mini-Cupcakes und einer Flasche Pinot Gris ins Zimmer gekommen war, blieb ehrfürchtig stehen. Der Schweiß tropfte von meinen Achseln, und mein Herz schlug so schnell, dass mir schwindelig wurde. Als ich die Tür öffnete, drang eine Frauenstimme durch die Galerie bis zu mir.

»Was für ein Miststück!«

Ich überlegte, ihnen zum Abschied den Mittelfinger zu zeigen, aber ich tat es nicht. Meine Mom wäre stolz auf mich gewesen – zumindest damals, als sie noch klar genug im Kopf gewesen war, um es zu verstehen.

Ich fuhr mit dem Bus nach Hause ans andere Ende der Stadt und machte mir eine Schale Makkaroni mit Käse warm. Ich sagte mir, dass es ausnahmsweise okay war, weil es zumindest Bio-Makkaroni mit Bio-Käse waren. Ich sagte mir, dass die Frauen aus dem Buchclub wenigstens nicht zu der Frage gekommen waren, worüber ich als Nächstes schreiben würde. Ich ließ mich aufs Sofa fallen, streifte meine Keilsandalen ab und griff nach der Fernbedienung. Ich hatte ein paar Dokus aufgezeichnet. Geschichte und True Crime. Ich sagte mir, dass ich im Grunde genommen arbeitete, denn man konnte ja nie wissen, woher die Idee zu einem neuen Buch kommen würde. Man konnte nie wissen, wann die ersehnte Erleuchtung endlich stattfinden würde.

Ach Gott, was man sich nicht alles einredete, um sich selbst zu beruhigen!

Ich machte den Fernseher an und griff nach den Makkaroni. Auf der anderen Seite des Zimmers begann das Handy in meiner Handtasche zu läuten. Wahrscheinlich Mimi, die außer sich vor Zorn war. Wenn ich Glück hatte, rief sie vielleicht bei einem Internet-Klatschmagazin an. So etwas wie schlechte Publicity gab es ja angeblich nicht, oder? Schon bald würde mich eine Praktikantin anrufen und mich fragen, was passiert sei. *Sarah Black, Autorin von Small Potatoes, erleidet Nervenzusammenbruch bei Buchclub-Treffen in der Park Avenue ... Sarah, war nicht einmal die Rede davon, dass Ihr Buch verfilmt werden soll ...? Sarah, woran arbeiten Sie im Moment ...?*

Ein Jahr nach der Veröffentlichung von *Small Potatoes* lud mich meine Lektorin zum Mittagessen ein und fragte mich nach neuen Ideen. Ich wollte etwas über Queen Victorias Kinder schreiben, aber sie runzelte die Stirn und schlug ein Buch über Rennpferde vor. Wie *Seabiscuit* oder *Secretariat* – aber natürlich über ein anderes Pferd. Dort draußen gab es sicher noch genug andere berühmte Rennpferde. Ich versprach, mich schlau zu machen.

Sechs Monate später meldete sie sich erneut und wollte, dass ich ein zweites *Wunder von Berlin* schrieb. Vielleicht über ein Segelteam im America's Cup, bestehend aus notleidenden jungen Männern aus Minnesota. Danach kam der Zweite Weltkrieg. Der Zweite Weltkrieg war immer ein heißes Thema. Wie wäre es mit einem Buch über eine streitlustige, zweisprachige Frau, die für die französische Résistance arbeitet? Oder Coco Chanel vielleicht? Das Lindbergh-Baby? Ich erklärte, dass diese Themen wohl schon zur Genüge abgearbeitet worden seien. Ich wollte etwas Neues. Die Geschichte würde mich finden, wenn ich bereit war.

Seitdem habe ich nichts mehr von ihr gehört. Meine Lektorin ließ meine E-Mails nur noch von ihrer Sekretärin beantworten, Lizenzverträge mit ausländischen Verlagen verliefen

im Sand, Filmrechte wurden letztlich doch nicht verwertet, und die Tantiemen wurden laufend weniger.

Verstehen Sie mich nicht falsch. Ich hatte im ersten Jahr viel Geld verdient – zumindest im Vergleich zu dem, was ich bis dahin gewohnt gewesen war: Meine Mutter war geschieden, mein Vater war fort, und ich lebte als Doktorandin von staatlichen Hilfeleistungen und Ramen-Nudeln. Aber ich hatte das ganze Geld ausgegeben. Es war mir keine andere Wahl geblieben. Obwohl es nicht für mich gewesen war – zumindest ein Großteil davon.

Das Telefon läutete erneut. Vielleicht war es gar nicht Mimi oder das Klatschportal. Vielleicht war es Mom.

Bilder flackerten über den Fernseher, aber ich wusste nicht einmal, was ich mir gerade ansah. Ich stellte die Makkaroni beiseite und holte meine Tasche aus dem Flur. Meine Füße schmerzten. Sogar meine Lieblingssandalen hatten ihre Grenzen. Meine Beine und mein Kopf schmerzten ebenfalls. Ich kramte in der Tasche und zog das Handy heraus, als sich gerade die Voicemail einschaltete.

Es war nicht Mom gewesen, sondern das Pflegeheim. Sie hatten bereits zwei Nachrichten hinterlassen.

Ich machte mir nicht die Mühe, sie mir anzuhören, sondern rief gleich zurück.

Mom wohnte seit vier Jahren nur ein paar Blocks entfernt von meiner winzigen Einzimmerwohnung am Riverside Drive in einem privaten Pflegeheim für Alzheimerpatienten. Die ersten Symptome waren mit sechsundfünfzig aufgetreten, und von da an war es rapide bergab gegangen. Ich will Sie hier nicht mit den Einzelheiten langweilen, aber lange Rede, kurzer Sinn: Ich sicherte ihr einen Platz im *Riverside Haven*, als *Small Potatoes* gerade als Taschenbuch neu aufgelegt wurde, und verkaufte meine zauberhafte Einzimmerwohnung am Carnegie Hill, die ich mir ein Jahr zuvor geleistet hatte. Ich

brauchte das Geld, um den Heimplatz zu finanzieren. Es gab engagierte Therapeuten für jeden Patienten und Einzelzimmer mit Blick auf den Hudson River. Für meine Mutter war mir nichts zu teuer, denn immerhin hatte sie mich alleine großgezogen, nachdem mein Dad uns verlassen hatte, als ich vier war. Klar kostete es eine Menge Geld, aber ich würde einfach noch ein Buch schreiben. Einen weiteren Bestseller der erzählenden Sachliteratur. Kein Problem.

»Riverside Haven, bitte bleiben Sie in der Leitung ...«

»Nein, warten Sie!«

Die Warteschleifenmusik setzte ein, und ich ließ mich aufs Sofa sinken und betrachtete die Makkaroni mit dem Käse, der langsam gerann. Mein Blick wanderte zu dem Schrank im Flur. Der Tür. Dem Türknauf. Ich hörte das Lied der Sirenen, das mich zu sich rief. Ein Lied, das ich seit vier langen Jahren beharrlich ignorierte.

»Riverside Haven, was kann ich für Sie tun?«

»Hi! Hier spricht Sarah Blake. Sie haben angerufen. Ist mit meiner Mom alles okay?«

»Oh, hallo, Miss Blake. Diana Carr hier. Ja, Ihrer Mutter geht es gut, sie hatte einen ruhigen Tag. Ich wollte Sie nicht beunruhigen. Es geht um die letzte Monatsrechnung.«

Ich beendete das Gespräch mit Diana Karr – ja, ich verstand, dass ich bereits mehrere Monate in Verzug war und dass die Leitung des Pflegeheims ihr Bestes gab, um eine Zwangsräumung zu verhindern –, legte mein Handy neben die Schüssel mit den geronnenen Käse-Makkaroni und ging zu dem Schrank im Flur. Ich öffnete die Tür, stellte mich auf die Zehenspitzen, griff nach dem kleinen Holzkoffer und zog ihn herunter. Er roch staubig und muffig. Nach altem Holz und vor allem nach einem Hauch *Youth Dew*, obwohl ich ihn bereits vor vier Jahren aus der Wohnung meiner Mutter mitgenommen hatte. Ich

stellte ihn vorsichtig auf den Couchtisch, rückte ihn gerade, sank auf die Knie und starrte auf den Deckel.

ANNIE HOULIHAN

593 Lorimer Street

Brooklyn, New York

Ich hatte den Koffer erst einmal geöffnet, als ich etwa zehn oder elf Jahre alt gewesen war. Meine Mutter hatte mich in ihrem Schrank dabei ertappt, wie ich den Inhalt herausgeholt hatte, und das war das einzige Mal in meinem Leben gewesen, dass sie mich angebrüllt hatte. Sie hatte den Deckel zugeschlagen und mich auf mein Zimmer geschickt. Als sie sich beruhigt hatte, hatte sie mich mit aufs Sofa genommen und ihre warmen, weichen Arme um mich geschlungen. *Der Koffer gehörte deiner Urgroßmutter, hatte sie mir erklärt. Es sind die Sachen deines Urgroßvaters. Alles, was er bei sich hatte, als sie seine Leiche aus dem Wasser zogen. Die Cunard-Reederei hat sie ihr in einem Paket zugeschickt, aber sie warf nicht mal einen Blick hinein. Stattdessen bat sie deine Großmutter, die Sachen in dem Koffer zu verstauen und ihn nie wieder zu öffnen. Für sie war es, als läge ihr Mann darin begraben. Du darfst den Koffer also nie wieder öffnen, hörst du? Nie wieder!*

Ich tat, was sie mir befohlen hatte, denn im Grunde blieb mir nichts anderes übrig. Ich kannte die Geschichte meiner Urgroßeltern: Sie hatten Irland gemeinsam verlassen, um ein neues Leben zu beginnen. Mein Urgroßvater Patrick hatte als Steward für die Cunard Line gearbeitet, während meine Urgroßmutter Annie die fünf gemeinsamen Kinder in einer kleinen Wohnung in Brooklyn großzog und sie das ganze Geld für ein eigenes Haus sparten.

Das Problem war, dass ich wusste, was sich in dem Koffer befand. Ich hatte es mit eigenen Augen gesehen, bevor Mom den

Deckel zugeschlagen hatte. Und dank meiner Neugierde hatte ich es nie mehr vergessen. Ich wurde das Wissen darum einfach nicht los, genauso wenig wie die Fragen, die sich daraus ergaben. Mein Gott, welche Geschichte dieser Koffer vielleicht enthielt!

Ich konnte nichts dagegen tun, ich war nun mal von Geburt an neugierig. Das hatte Mom selbst gesagt.

Vielleicht würde sie mir das, was ich gleich vorhatte, sogar verzeihen. Vielleicht würde sie bloß verständnisvoll den Kopf schütteln, weil ich ihre Tochter war und schon als kleines Mädchen hunderte Fragen gestellt und nach Antworten gesucht hatte. Vielleicht würden mir meine Mutter, meine Großmutter und meine Urgroßmutter verzeihen, dass ich mein Wort brechen würde, weil ich letztlich am Ende des Weges angelangt war. Ich wusste nicht wohin, und ich tat es nicht nur für mich allein. Ich tat es für Mom. Für die Rechnung, die in meiner Nachttischschublade lag. Für die Stimmen in meinem Kopf, die nicht ruhen wollten. *Das ist die Geschichte. Die eine Geschichte, die zu dir kommt. Nur sie, sonst nichts.*

Ich hob den Deckel.

Die Scharniere quietschten, und ein salziger Geruch stieg mir in die Nase. Salzwasser, Wolle und Holz. Ich schloss die Augen und atmete tief ein, dann griff ich mit beiden Händen in den Koffer und zog ein kleines Bündel heraus.

Es war nicht viel. Nur das, was er bei sich getragen hatte, als sie ihn vor neunundneunzig Jahren aus dem Meer gezogen hatten. Seine weiße Steward-Uniform, die am Kragen und am rechten Arm leicht geschwärzt und so starr war, dass sie beinahe zerbröselte. Eine kleine Tasche aus Ölzeug, die einen Umschlag mit der Aufschrift *Mr. Robert Langford, Stateroom B-38* auf der Rückseite und eine Reihe von Zahlen und Buchstaben auf der Vorderseite enthielt.

Ein paar Münzen, geprägt in den Vereinigten Staaten am Anfang des vergangenen Jahrhunderts.

Eine silberne Taschenuhr, deren Glas schon ein wenig eingetrübt war.

Und die Speisekarte für das Mittagsmenü der ersten Klasse der *RMS Lusitania* vom Freitag, dem 7. Mai 1915, auf deren Rückseite jemand eine kurze Nachricht gekritzelt hatte. Die Tinte war verschmiert und kaum noch lesbar.

*Schluss mit den Lügen. Triff mich auf dem Promenaden-
deck, Steuerbord.*

Zwei

NEW YORK CITY
FREITAG, 30. APRIL 1915

Caroline

Caroline Telfair Hochstetter stand an ihrem geöffneten Schlafzimmerfenster mit Blick auf die Fifth Avenue, und der kalte Wind riss ihr die Gardine beinahe aus den zu Fäusten geballten Händen. Ihr war – wie immer – viel zu kalt, aber die Klaustrophobie, die stets im Hintergrund lauerte, hielt sie seit dem Morgen mit eisernen Klauen gefangen. Es hatte bereits begonnen, als ihre Zofe Jones sie mit einem Frühstückstablett und dem Hinweis geweckt hatte, dass sie noch für die Abreise nach England am darauffolgenden Tag packen mussten.

Caroline holte erneut tief Luft. Vielleicht gelang es ihr nur dieses eine Mal, sich vorzustellen, sie wäre wieder zu Hause in Savannah. Umgeben von den wohlklingenden, melodiosen Stimmen ihrer Landsleute und dem sanften Wind, der den geliebten Geruch der Salzmarschen mit sich trug, die die Stadt umgaben, und der sanft über ihre Haut strich und so zärtlich in ihr Haar fuhr wie früher die Hand ihrer Mutter. Stattdessen drangen die Abgase der Autos und Busse in ihre Lunge, und sie hustete. Sie fühlte sich so weit von zu Hause entfernt, als wäre sie auf dem Mond.

»Ma'am?«

Caroline warf einen Blick über die Schulter. Ihre neue Kammerzofe, Martha Jones, stand mit einem Tablett in der Tür zum Ankleidezimmer. Darauf befanden sich ein Kristallglas und ein Dekanter mit Rotwein.

Jones hatte die Stelle als Carolines Zofe angetreten, nachdem ihre Vorgängerin von einem Moment auf den anderen gekündigt hatte. Es hatten sich schlichtweg bessere Möglichkeiten ergeben. Glücklicherweise war Caroline jedoch nicht lange ohne Angestellte geblieben. Jones hatte sich unmittelbar und auch als Erste auf die Zeitungsannonce gemeldet. Sie konnte beeindruckende Referenzen vorweisen und war eine selbsternannte Zauberin mit dem Lockenstab, sodass Caroline sie eingestellt hatte, ohne sich eine andere Kandidatin anzusehen. Immerhin durfte sie keine Zeit verlieren, denn die Reise über den Atlantik war bereits für die darauffolgende Woche geplant. Caroline hatte sich selbst versichert, dass sie großes Glück gehabt habe, und sämtliche Bedenken beiseitegeschoben.

»Bitte verzeihen Sie, Ma'am. Meine letzte Herrin war als Gastgeberin in ganz San Francisco bekannt und bat immer um ein Glas Rotwein, während ich ihre Haare für den Abend zurechtmachte. Ich hoffe, ich war nicht zu vorschnell.« Jones schob die Haarnadeln und Bürsten beiseite und stellte das Tablett auf den Frisiertisch.

Caroline lächelte dankbar und schloss das Fenster. »Sie haben mir gerade das Leben gerettet, Jones.« Sie setzte sich, ließ sich von der Zofe ein großzügiges Glas einschenken und trank einen großen Schluck.

Jones lächelte, und ihre Blicke trafen sich im Spiegel. »Ich mache nur meine Arbeit, Ma'am. Und jetzt sehen wir uns erst mal Ihre Haare an. Falls Sie keinen besonderen Wunsch haben, hätte ich da eine Idee für eine Abendfrisur, die ich letzten Monat in der *Vogue* gesehen habe. Sie würden umwerfend

aussehen – obwohl Sie das natürlich auch ohne fremde Hilfe tun.«

Caroline betrachtete Jones' Abbild im Spiegel. Wollte sie sich bei ihrer neuen Arbeitgeberin einschmeicheln, oder war sie tatsächlich die perfekte Kammerzofe, die immer die richtigen Arbeitsgeräte und Komplimente parat hatte? Jones lächelte freundlich. Ihr schlichtes Gesicht und ihre etwas unförmige Figur verliehen ihr eine sachliche, vertrauenswürdige und kompetente Aura.

Caroline nahm noch einen Schluck Wein und beschloss, sich großzügig zu zeigen. »Sie sind hier die Expertin, Jones. Toben Sie sich aus.« Sie starrte in den Spiegel, während die Zofe geschickt den langen, geflochtenen Zopf öffnete, der auf Carolines Schulter ruhte. Kurz darauf fielen ihre dicken dunkelbraunen Haare in Wellen über ihren Rücken.

Ihre Haarfarbe passte zu ihren Augen, und Caroline lächelte in sich hinein, als sie daran dachte, dass ihre Mutter sie eigentlich *Susan* hatte nennen wollen. Nach der *Schwarzäugigen Susanne*, die in den Pinienwäldern rund um ihr Elternhaus in Savannah blühte. Doch ihr Vater hatte auf dem Namen *Caroline* bestanden, und wie immer hatte ihre Mutter nachgegeben.

Die beiden Frauen schwiegen, während Jones Carolines Haare in Locken legte und zu Rollen drehte, die die Natur nicht vorgesehen hatte. Nur der niemals endende Lärm, der von der geschäftigen Straße vor dem Haus empordrang, und die eiligen Schritte der Bediensteten im Flur störten die Ruhe, doch auch diese wurden leiser und leiser, während Caroline an ihrem Wein nippte und ihre Gedanken wohlbekannte, verschlungene Pfade beschrieben.

Sie hatte keine Lust auf die exklusive Dinnerparty, die ihr Mann Gilbert heute Abend veranstalten würde. Er sah es als wunderbare Möglichkeit, erste Kontakte zu den anderen Erste-Klasse-Passagieren zu knüpfen, die am darauffolgenden Tag

an Bord des Ozeandampfers *Lusitania* der Reederei Cunard gehen würden.

Ihre Finger schlossen sich fester um den Stiel ihres Wein-
glases. Sie wusste nur zu gut, dass das Fest Gilbert bloß einen
weiteren Vorwand bot, seinen Reichtum zur Schau zu stellen.
Als hätten seine Großzügigkeit und Güte jemals darüber hin-
weggetäuscht, dass er sein Geld nicht einer vermögenden Fa-
milie verdankte, sondern es eigenhändig durch die Gründung
mehrerer Stahlwerke in seinem Heimatstaat Pennsylvania ver-
dient hatte.

Caroline hätte ihm gerne gesagt, dass er es nicht nötig hatte,
sich vor diesen Leuten zu beweisen. Dass ihre Meinung nicht
zählte. Sie liebte ihn, so wie er war, und nur das war wichtig.
Sie liebte ihn nicht, weil er der Gründer und Präsident von
Hochstetter Iron&Steel war, sondern weil er wusste, was Ar-
mut bedeutete, und durch harte Arbeit, Intelligenz und Be-
harrlichkeit zu dem Mann geworden war, in den sie sich einst
verliebt hatte. Trotzdem war ausgerechnet dieses Thema der
Grund für ihren ersten Streit gewesen. Der erste von vielen in
ihrer vierjährigen Ehe.

Jones legte gerade den Kamm und die Haarzange beiseite,
als jemand an die Tür zum Ankleidezimmer klopfte.

»Herein«, rief Caroline.

Gilbert trat ein und nahm den Raum sofort in Besitz. Er
war größer als die meisten Männer und hatte breitere Schul-
tern, die seinen maßgeschneiderten Smoking auf eine Art und
Weise ausfüllten, die in Caroline den Wunsch weckte, mit den
Händen über seine starken Arme zu streichen.

Denn genau diese Stärke brauchte sie jetzt. Der Wein hatte
ihr den nötigen Mut verschafft, es noch ein letztes Mal zu ver-
suchen. »Lassen Sie uns doch bitte einen Augenblick allein,
Jones. Zehn Minuten, dann können Sie mir mit dem Kleid
helfen.«

Die Zofe senkte den Kopf zu einer angedeuteten Verbeugung und schloss die Tür so leise hinter sich, dass Caroline es kaum hörte.

Caroline sah Gilbert in die leuchtend blauen Augen, und selbst der Wein konnte nicht verhindern, dass sich ihre Brust zusammenzog. Seine blonden Haare waren nach hinten gekämmt und mit Öl geglättet, sodass er um Jahre jünger aussah. Vielleicht war es ein Versuch, sich Carolines Alter anzupassen, die erst vierundzwanzig war.

Caroline nutzte die Gelegenheit und ergriff als Erste das Wort. »Ich flehe dich an, Gilbert, lass uns nicht nach England reisen! Es ist gefährlich, den Atlantik zu überqueren, das weißt du doch – wir haben es beide in der Zeitung gelesen. Es wurden bereits zu viele Schiffe von deutschen U-Booten versenkt, und zwar nicht nur Lastschiffe, sondern auch Passagierschiffe. Die Deutschen kümmert es nicht, solange sie etwas torpedieren können.«

Er zeigte keine Regung. »Das haben wir doch schon alles besprochen, Caroline. Eine Absage kommt nicht infrage. Ich habe bereits ein Treffen mit dem Antiquitätenhändler in London vereinbart, und er erwartet uns.«

Caroline erhob sich. Der Wein sorgte dankenswerterweise dafür, dass ihr ihre Wut nicht anzuhören war. »Aber warum ausgerechnet jetzt? Brauchst du so dringend Geld, dass du etwas verkaufen musst, was mir so viel bedeutet? Ich habe in der Zeitung gelesen, dass die Verträge mit der Regierung über den Kauf von Stacheldraht ein Segen für dein Unternehmen sind, aber abgesehen davon weiß ich nichts über unsere finanzielle Lage. Ich habe keine Ahnung, wie verzweifelt du womöglich bist. Wenn du dich mir anvertrauen würdest ...«

»Nein, ich werde dich nicht mit geschäftlichen Dingen beschäftigen. Ich habe deiner Mutter bei unserer Hochzeit versprochen, dir immer das Leben zu ermöglichen, das dir zusteht. Und dieses Versprechen werde ich niemals brechen.«

»Aber warum ausgerechnet dieses Manuskript? Und warum gerade jetzt? Du weißt doch sicher, wie viel es mir bedeutet?«

Er versteifte sich. »Natürlich! Aber dieser unveröffentlichte Walzer von Johann Strauss ist eine Menge Geld wert. Ich habe erst jetzt erkannt, wie viel es möglicherweise wirklich sein könnte, und ich möchte noch mehr in Erfahrung bringen. Ich weiß, dass es in deinen Ohren unüberlegt klingt, aber ich darf dich daran erinnern, dass ich dank meines Bauchgefühls und meiner Impulsivität ein ganzes Imperium erschaffen habe.«

Caroline ließ sich auf ihren Frisierstuhl sinken. »Du hast es mir zur Hochzeit geschenkt«, erklärte sie leise. »Selbst wenn es nur einen einzigen Penny wert wäre, wäre es unbezahlbar für mich.«

Seine blauen Augen waren tief und unergründlich, und genau diese Unergründlichkeit machte ihn zu einem erfolgreichen Geschäftsmann. Und manchmal zu einem ungeheuer schlechten Ehemann.

Er holte eine quadratische, mit schwarzem Samt überzogene Schatulle hinter dem Rücken hervor. »Hier, vielleicht hebt das deine Laune.«

Sie fühlte nichts, als sie nach der Schatulle griff. Er kaufte ihr ständig Schmuck. Großartigen, auffälligen, teuren und kitschigen Schmuck, den sie insgeheim verachtete und nie trug, weil ihr die Perlenkette ihrer Urgroßmutter sehr viel mehr bedeutete. Doch Gilbert fiel es nicht einmal auf.

Sie öffnete den Deckel und betrachtete die mit Diamanten besetzte Tiara. Sie wusste nicht, was sie sagen sollte.

»Ich dachte, du könntest sie gleich heute Abend tragen, damit jeder sieht, dass du meine Königin bist.«

Wenn er so naiv war wie gerade eben, liebte Caroline ihren Mann am meisten. Trotzdem wollte sie die Tiara nicht tragen, wenn sie später von ihm die Treppe hinuntergeführt wurde,

damit alle Gäste sie bewunderten. Sie konnte sich nur zu gut vorstellen, was sie hinter ihrem Rücken über sie sagen würden.

»Sie ist sehr schön, danke. Aber Jones hat mich bereits friert. Ich lasse die Tiara einpacken, dann kann ich sie vielleicht auf dem Schiff tragen.«

Enttäuschung blitzte in seinen Augen auf. *Gut*. Sie fühlte sich einen Augenblick lang schuldig, weil sie so dachte, bis ihr einfiel, warum sie sich eben gestritten hatten. Sie erhob sich, um ihm ins Gesicht zu blicken, und fühlte sich ein wenig wackelig auf den Beinen. Sie legte ihre Hände auf seine Oberarme. Ihre Finger umschlangen gerade einmal die Hälfte. »Bitte, Gilbert. Ich werde dich nie mehr um etwas bitten. Aber bestehe doch nicht so vehement darauf, dass wir diese Reise unternehmen. Ich habe kein gutes Gefühl dabei.«

»Du musst keine Angst haben, Caroline. Die Royal Navy wird uns Geleitschutz geben, sobald wir uns in internationalen Gewässern befinden. Außerdem trauen sich die Deutschen ohnehin nicht, ein Schiff mit Amerikanern an Bord anzugreifen. Sie wollen Amerika auf keinen Fall einen Grund geben, ebenfalls in den Krieg einzutreten.« Er hielt kurz inne und versuchte offenbar, seine nächsten Worte ein wenig angenehmer zu formulieren, bevor er schließlich aufgab. »Meine Entscheidung steht fest«, erklärte er schroff und löste sich von ihr. »Unsere Gäste werden bald eintreffen. Dürfte ich vorschlagen, dass du die Kette mit den Rubinen trägst, die ich dir zu deinem letzten Geburtstag geschenkt habe?«

Er verabschiedete sich mit einer steifen Verbeugung und schloss geräuschvoll die Tür hinter sich.

Eine halbe Stunde später stand Caroline neben Gilbert und begrüßte die Gäste. Sie trug die Perlen ihrer Urgroßmutter, doch Gilbert schien es nicht zu bemerken. Er war zu sehr damit beschäftigt, den Hausherrn und wohlwollenden Gastgeber

zu spielen. Er bat jeden Gast, sich zu amüsieren und wie zu Hause zu fühlen, obwohl das Carolines Meinung nach schlichtweg unmöglich war.

Das monströse, im Stil der französischen Renaissance erbaute Haus befand sich an der Ecke Fifth Avenue und Einundsechzigste Straße und hatte damit eine beneidenswerte Lage, doch Caroline empfand den italienischen Marmor, die Tudor-Vertäfelungen und die vergoldete Extravaganz als kalt und fremd. Es unterschied sich zu sehr von dem Antebellum-Haus, in dem sie ihre Kindheit verbracht hatte. In dem die Holzböden knarrten und es eine Veranda gab, die um das ganze Haus verlief und mit Schaukelstühlen und blühenden Blumen ausgestattet war. Als Gilbert ihr das Haus zu ihrem ersten Hochzeitstag geschenkt hatte, wollte sie es von Herzen lieben, weil *er* es sich von ihr wünschte. Aber trotz aller Bemühungen brachten sie die Vornehmheit und Opulenz des Hauses immer wieder zum Erschauern, und sie fragte sich, wie lange es wohl dauern würde, bis sie sich hier zu Hause fühlte.

Sie begrüßte die Gäste und merkte dabei durchaus, wie sie verstohlen gemustert wurde. Sie fühlte sich wie eines der in enge Käfige gesperrten Tiere im Zoo, den ihr Gilbert bei einem Ausflug in den Central Park in den Anfangstagen ihrer Ehe gezeigt hatte. Da sie aus dem Süden stammte, waren die meisten begierig, sie kennenzulernen. Sie wollten wissen, was sie von der letzten Hitzewelle hielt, und hören, wie sie bestimmte Worte aussprach. Am Anfang hatte sie sich in solchen Situationen unwohl gefühlt – bis Gilbert ihr sanft die Hand auf den Rücken oder den Arm gelegt und ihr neuen Mut gegeben hatte. Bis er ihr gesagt hatte, dass sie nicht alleine war.

Auf diese Weise hatte es zwischen ihnen begonnen. Vor vielen Jahren, als Caroline gemeinsam mit seiner jüngeren Schwester und ihrer besten Freundin Claire ein Mädcheninternat in Philadelphia besuchte. Obwohl Carolines Vater

ein direkter Nachfahre der Savannah-Telfairs war, war dieser Teil der Familie schon seit langem verarmt, und nach seinem Tod musste ihre verwitwete Mutter, Mrs. Annelise Telfair, sogar eine seltene Chippendale-Kommode verkaufen, um ihrer Tochter den Besuch des besten Mädcheninternats zu ermöglichen, das man sich mit Geld kaufen konnte. Dort sollte sie jene Leute kennenlernen, mit denen sie Annelises Vorstellung nach als Erwachsene verkehren würde.

Und genau das hatte Caroline getan, wenn auch nicht auf die Art, die sich ihre Mutter ausgemalt hatte. Als Einzelkind, das niemanden auf der Schule kannte, freundete sie sich rasch mit Claire Hochstetter an. »Neureich« hatte Annelise bei einem ihrer seltenen Besuche im Norden spöttisch gemeint, nachdem Caroline ihr Claire und Gilbert vorgestellt hatte. Ihre Mutter war alles, was von Carolines Familie übriggeblieben war, nachdem sie ihren Vater als kleines Mädchen durch einen Reitunfall verloren hatte. Sie war einsam und reserviert gewesen und hatte einem führerlosen Boot geglichen, bis Claire sie mit Gilbert bekannt gemacht hatte. Er war der Typ Mann, der einen ganzen Raum für sich einnahm, sobald er ihn betrat, der sofort die Kontrolle über jede Situation übernahm, der ruhig und überlegt agierte und dessen Größe ihn zu einem Fels in der Brandung machte – und zwar nicht nur für Claire, sondern auch für Caroline.

Sie sah zu ihrem Mann hoch, bewunderte seine Größe und Stärke und fragte sich, ab welchem Zeitpunkt sich ihre Beziehung derart verändert hatte. Oder hatte sich in Wirklichkeit gar nichts verändert? Er behandelte sie im Grunde immer noch wie ein wertvolles Geschenk, das seinen Schutz benötigte, obwohl sie mittlerweile seit vier Jahren verheiratet waren. Sie war nicht seine Frau und Liebhaberin, sondern ein seltener Vogel in einem goldenen Käfig.

Er sah zu ihr hinunter und lächelte, und es war dieses

Lächeln, in das sie sich verliebt hatte und das ihr Herz immer noch aussetzen ließ. Vielleicht war diese Reise eine Möglichkeit, den Anforderungen ihres geschäftigen Lebens in New York zu entfliehen. Ein Weg, wieder zueinanderzufinden. Eine Chance, das Kind zu empfangen, das sie sich beide so sehnlichst wünschten.

Die schwere Eingangstür schloss sich hinter ihnen, und das Orchester begann zu spielen. Caroline sah erneut zu ihrem Mann hoch und erwiderte sein Lächeln. Sie wollte ihn wissen lassen, dass sie freiwillig mit ihm kommen würde. Dass sie den Zweck dieser Reise verstand. Dass es dabei vor allem um sie beide ging.

»Tanz mit mir«, sagte sie.

Doch Gilbert hatte den Blick bereits abgewandt. Er ruhte auf mehreren Männern, die auf der anderen Seite des Raumes neben der Tür zu seinem Arbeitszimmer standen. Sie schienen auf etwas zu warten, und als ihr Mann ihnen kaum merklich zunickte, wusste Caroline, dass es sich dabei um Gilbert handelte.

»Ich kann nicht, Liebling. Ich muss noch einige dringende geschäftliche Angelegenheiten erledigen, bevor wir morgen abreisen.« Er beugte sich hinunter und drückte ihr einen schnellen Kuss auf die Wange. »Genieße den Abend.« Er ließ sie stehen, und das Klappern seiner Absätze auf dem Marmorboden schien plötzlich lauter als das Orchester.

Vielleicht war der Wein daran schuld, dass sie den Tränen nahe war, als sie eilig ins Musikzimmer floh. Dieses Zimmer war ihr einziger Zufluchtsort in dem großen Herrenhaus. Man hatte ihren Mason-&-Hamlin-Flügel eigens aus Savannah hierhergebracht, und jedes Mal, wenn sie sich davorsetzte und zu spielen begann, war es, als besuchte sie einen alten Freund. Es war das Einzige, das sie beruhigte und ihr half, sich in dieser Stadt und diesem Haus voller Fremder nicht so einsam zu fühlen.

Auf der Kommode zwischen den beiden hochaufragenden Fenstern brannte eine einzelne Lampe, doch Caroline musste ohnehin nichts sehen. Sie setzte sich auf die vertraute Bank, schlüpfte aus ihren langen weißen Handschuhen und legte die Finger auf die Elfenbeintasten. Die kalte Oberfläche beruhigte ihre Nerven sofort. Im nächsten Augenblick tanzten ihre Finger wie von selbst über die Tasten, und die eindringliche Melodie eines Chopin-Nocturnes erfüllte den Raum. Die Musik war ihre Stimme, wenn ihr die Worte fehlten.

Eine weiche, warme Hand legte sich auf ihre Schulter, und sie hob überrascht die Finger von den Tasten.

»Nicht aufhören. Du hast eine so seltene Gabe.«

Sie hob den Blick, als sie die vertraute Stimme erkannte, und lächelte vor Erleichterung. »Robert Langford! Was um alles in der Welt machst du denn hier?«

»Ich stelle sicher, dass du nicht an einer Lungenentzündung zu Grunde gehst. Ist es in diesem Haus immer so kalt?«

»Leider ja.« Caroline klopfte auffordernd auf die Sitzbank, und er folgte ihrer Einladung. Sie überlegte keine Sekunde lang, ob sie sich gebührend – oder ungebührend – verhielten. Sie kannten sich schon seit Jahren, seit er ihr damals auf Hamilton Talmadges Gartenfest die Haare aus dem Gesicht gehalten hatte, während sie sich in die Rosenbüsche übergeben musste. Der Vorfall war ihre größte Schmach und sein größtes Geheimnis. Doch er hatte es sich nie zunutze gemacht. Es war in dem Jahr gewesen, in dem sie schließlich ins Internat geschickt worden war, und der Vorfall hatte sicher dazu beigetragen, dass ihre Mutter von der Notwendigkeit dieses Schrittes überzeugt gewesen war. Robert hatte zu dieser Zeit gerade die Talmadges in Savannah besucht. Er stammte zwar aus Großbritannien und hatte adelige Vorfahren, doch er selbst führte keinen Titel und würde vermutlich bloß ein baufälliges altes Gemäuer erben, wie Carolines Mutter sofort klargemacht

hatte. Annelise hatte anspruchsvollere Pläne für ihr einziges Kind.

Nicht, dass Caroline etwas anderes vorgehabt hätte. Ihre Schmach war so groß gewesen, dass sie erst bei ihrem dritten Wiedersehen den Mut aufgebracht hatte, noch einmal mit Robert zu sprechen. Es war auf dem Ball zur Feier ihrer Verlobung mit Gilbert gewesen.

»Schön, dich zu sehen«, erklärte sie und meinte es auch so. »Wie kommt es, dass du dich nie veränderst? Du bist immer noch der gutaussehende junge Mann, der vor so vielen Jahren meinen guten Ruf und meine Ehre gerettet hat.«

»Und du bist noch genauso schön«, erwiderte er sanft. Das Licht der einzelnen Lampe spiegelte sich in seinen Augen, doch sein Gesicht lag im Dunkeln, sodass der Ausdruck darauf nicht zu deuten war.

»Du bist ja wirklich noch derselbe Schmeichler wie früher!«

Er legte sich eine Hand aufs Herz. »Aber es ist die Wahrheit! Wie kommt es, dass manche Frauen mit dem Alter immer schöner werden? Du solltest dein Geheimnis teuer verkaufen. So weit ich gehört habe, befindet sich mindestens eine Schauspielerin an Bord der *Lusitania* – sie wäre sicher interessiert.«

Caroline lachte. »Ich werde daran denken. Also, warum bist du hier?«

»Aus demselben Grund wie du, nehme ich an«, erwiderte er mit einem entwaffnenden Grinsen. »Ich gehe morgen an Bord der *Lusitania*. Da sind gewisse Familienangelegenheiten, die leider meine Anwesenheit auf der anderen Seite des großen Teiches erforderlich machen. Und vermutlich wird mir mein Vater wieder einmal wegen meiner miserablen Berufswahl und der Liebe zum Journalismus die Hölle heiß machen. Aber warum fährst du? Falls du es noch nicht gehört hast: Dort drüben herrscht Krieg.«

»Ja, ich weiß«, sagte sie. Ihr war kalt, und sie rückte näher

an ihn heran. »Mein Mann möchte seltene Notenblätter verkaufen – einen unveröffentlichten Walzer von Johann Strauss.«

»Tatsächlich? Das ist ein überaus wichtiges musikalisches Werk, möchte ich meinen.«

»Ja. Deshalb möchte er es ja auch verkaufen.« Ihr langer, weißer Mittelfinger glitt über das eingestrichene C. Sie trug keinen einzigen der Ringe, die Gilbert ihr geschenkt hatte, abgesehen von ihrem schlichten goldenen Ehering.

»Und du bist nicht glücklich darüber.« Es war keine Frage.

Caroline schüttelte den Kopf. »Ich verstehe nicht, warum er ausgerechnet diese Noten verkaufen muss. Und warum gerade jetzt. Gilbert glaubt, mich vor sämtlichen Unannehmlichkeiten beschützen zu müssen, und vertraut mir daher auch nichts an. Ich bin durcheinander und habe Angst – aber ich habe keine andere Wahl.«

Er grinste, und seine Zähne leuchteten weiß in dem dämmrigen Raum. »Wenigstens hast du mich. Wir können einander an Bord bei Laune halten. Das ist doch etwas, worauf man sich freuen kann, nicht wahr?«

Sie erwiderte sein Lächeln. »Ja, das ist es. Aber ich schäme mich ein wenig dafür, dass es mich mit einer derartigen Erleichterung erfüllt. Nun fällt mir die Abfahrt morgen nicht mehr ganz so schwer.«

Er betrachtete sie einen Moment lang und wirkte plötzlich ernst. »Ich würde die Noten sehr gerne sehen – wenn es dir nicht zu viele Umstände macht.«

»Spielst du noch?«, fragte sie.

Der Themenwechsel brachte ihn offenbar gehörig aus dem Konzept. Er lächelte eilig und meinte: »Natürlich.« Dann legte er seine Hände neben ihren auf die Tasten. »Kennst du den ›Celebrated Chop Waltz?«

Als Antwort begann Caroline mit der Basslinie des Duets, und Robert ließ sich nicht lange bitten. Das Spiel entwickelte

sich immer mehr zu einem Wettkampf darum, wer von ihnen beiden am schnellsten spielen konnte, und das Tempo steigerte sich so lange, bis sie beide lachend die Hände sinken ließen.

Robert betrachtete Caroline mit einem seltsamen Leuchten in den Augen, das sie nicht ausschließlich der dämmerigen Beleuchtung zuschieben konnte. Sie war mit einem Mal wieder nüchtern, und ihr wurde klar, wie eng sie beieinandersaßen, wie nahe sein Gesicht war und dass nicht nur der Wein an ihrem Wunsch schuld war, er möge noch ein wenig näher rücken.

Ein Lachen, das von draußen ins Zimmer drang, brachte sie wieder zur Vernunft, und sie erhob sich abrupt. »Wenn du das Manuskript wirklich sehen willst, dann habe ich es gleich hier bei mir. Ich weiß, dass es kindisch ist, aber ich habe es heute Morgen aus meinem Tresor geholt und in der Klavierbank versteckt. Ich habe wohl gehofft, dass Gilbert nicht noch einmal nachsehen und annehmen würde, man hätte es zusammen mit meinem Schmuck auf das Schiff gebracht. Obwohl ich im Grunde ganz genau weiß, dass ihm solche Dinge nicht entgehen.«

Robert erhob sich ebenfalls und öffnete den Deckel der Bank. Im Inneren befand sich eine kleine Tasche aus Ölzeug, die mit einem Lederriemen verschnürt war. »Darf ich?«, fragte er.

Caroline nickte, und Robert griff nach der Tasche und schloss langsam den Deckel. Er löste den Riemen und ließ mehrere, hauchdünne Blätter herausgleiten. Bernsteinfarbene Noten bedeckten die handgezeichneten, mit Violin- und Bassschlüsseln versehenen Notenlinien, und daneben hatte der österreichische Komponist Anmerkungen in seiner Muttersprache an den Rand gekritzelt.

»Das ist bemerkenswert«, erklärte Robert. Er hatte seine

Worte der Situation entsprechend gewählt, aber sein Tonfall verhiess etwas vollkommen anderes. »Ich verstehe, warum du dich nicht davon trennen möchtest.« Er sah sie an. »Weißt du, was die Anmerkungen am Rand bedeuten?«

»Ich spreche kein Deutsch, und Gilbert wollte nicht, dass ich die Noten jemandem zeige, der es versteht. Dafür sind sie zu wertvoll.«

»Natürlich.« Er betrachtete die Seiten einen Augenblick lang, und seine Stirn legte sich in Falten. »Hast du das Stück schon einmal gespielt?«

Caroline nahm ihm die Noten ab und legte sie auf den Notenständer, dann setzte sie sich und begann zu spielen. Sie vergaß keinen einzigen Ton, obwohl sie die Noten in dem dämmrigen Licht kaum sehen konnte. Sie hatte das Stück oft genug gespielt, um zu wissen, wann ihre Finger welche Taste anschlagen mussten, und erinnerte sich an jeden Schritt der Reise, die sie von einer Note zur nächsten führte. Einen Augenblick lang vergaß sie, wo sie war und mit wem, bis schließlich der letzte Ton verklungen war und Robert zu klatschen begann.

»Überwältigend«, erklärte er. »Einfach überwältigend.«

Doch als sie ihn ansah, war sie sich nicht sicher, ob er tatsächlich von der Musik sprach.

»Danke«, erwiderte sie. »Obwohl es mich jetzt nur noch trauriger macht, dass ich vielleicht nie mehr die Möglichkeit haben werde, es zu spielen.« Sie schob die Noten wieder in die kleine Tasche und versteckte diese in der Klavierbank. Sie durfte auf keinen Fall vergessen, sie in den kleinen Tresor mit ihrem Schmuck zurückzulegen, bevor sie am nächsten Morgen aufbrachen. Das würde einfacher sein, als darauf zu warten, dass Gilbert sie auf die kleine Tasche ansprach.

»Darf ich dir ein Glas Champagner bringen, um deine Laune zu heben?«, fragte Robert, als das Orchester gerade ein Lied anstimmte, bei dem Carolines Füße zu zucken begannen

und der Wunsch zu tanzen beinahe übermächtig wurde. Sie erinnerte sich, dass Robert ein ausgezeichnete Tänzer war.

»Nein, aber du könntest mit mir tanzen.« Während sie in ihre Handschuhe schlüpfte, dachte sie an Gilbert, der mit den unbekanntenen Männern in seinem Arbeitszimmer verschwunden war. Sie hoffte, er würde rechtzeitig wiederkommen, um zu sehen, wie sie mit einem anderen tanzte. Mit ihrem alten Freund Robert. Einem gutaussehenden, zuvorkommenden, humorvollen und vertrauten Mann, der sie in ihrer Vorstellung genauso ansah, wie Gilbert es früher getan hatte.

Robert lächelte. »Mit dem größten Vergnügen.« Er nahm Carolines Hand und führte sie aus dem Musikzimmer, während sie sich einredete, dass es der Rotwein war, der sie die Wärme seiner Berührung bis in die bereits im Takt wippenden Zehen spüren ließ.

Drei

NEW YORK CITY
FREITAG, 30. APRIL 1915

Tess

*A*hey, Sie da! Weitergehen!«

Die Musik, die aus dem Hochstetter-Haus drang, und das warme Licht, das durch die offene Eingangstür fiel, vermittelten dem gemeinen Volk die Vorstellung dazuzugehören, doch letztlich war es nur eine Illusion. Polizisten hatten entlang der Absperrung Aufstellung genommen und hielten die Schaulustigen, deren Atem sich in der kalten Luft bauschte, in sicherem Abstand zur feinen New Yorker Gesellschaft. Moderne motorisierte Autos und altmodische Landauer schoben sich die Fifth Avenue entlang, und der strenge Geruch der Pferdeäpfel wetteiferte mit dem Duft der Gewächshausblumen, die erst viel später im Jahr Saison haben würden, den Parfums aus Paris und der Seide aus Lyon. Mit jedem neuen Gast schob sich die Menge näher an die Absperrung heran – *Sieh nur, ein Whitney! Ein Vanderbilt!* –, wurde aber sofort von der Polizei zurückgedrängt, sodass jeder hart erarbeitete Zentimeter im nächsten Augenblick auch schon wieder verloren war.

Tess Schaff drängte sich durch die Schaulustigen und die Reporter hindurch, die eifrig in ihre Notizbücher notierten, wer welchen Schmuck und welches Kleid trug. Direkt vor ihr

explodierte eine Blitzbirne, und sie sah einen Augenblick lang nur Sterne. Sie hätte am liebsten laut geflucht. Sie konnte es sich nicht leisten, nicht sämtliche Sinne beisammenzuhaben. Immerhin war das hier der größte Auftrag ihrer bisherigen Karriere.

Und mit Gottes Hilfe vielleicht auch der letzte.

Sie blinzelte, bis auch die letzten Sterne verschwunden waren, und zog anschließend am Arm des nächstbesten Polizisten, wobei sie sich zufällig ein wenig an ihn drückte. Gerade fest genug.

»Würden Sie einer jungen Frau wohl einen Gefallen tun?« Und dann, als er mit gerunzelter Stirn auf sie hinuntersah, ein schnelles Lachen und der hastige Nachsatz: »Doch nicht *diese* Art Gefallen! Ich arbeite für Delmonico's. Das Restaurant? Ich sollte schon vor einer Stunde hier sein, aber ... ich musste von Brooklyn aus mit der Hochbahn in die Stadt fahren, und es gab eine Störung in der Nähe von Canarsie.«

Tess hatte keine Ahnung, ob es tatsächlich eine Störung gegeben hatte, aber es war nun mal eine wahrscheinliche Begründung für ihr Zuspätkommen. Das war eine der ersten Weisheiten, die sie als Kind auf den Knien ihrer Schwester gelernt hatte: *Die Wahrheit ist nur der schlechte Abklatsch einer überzeugenden Lüge.*

Ginny hatte ihr außerdem beigebracht, neun von zehn Mal dieselbe Karte aus einem Kartenstapel zu ziehen, zu lügen, ohne in Schweiß auszubrechen, und einen Mann dorthin zu treten, wo es am meisten wehtat und dann im Höllentempo zu verschwinden. Sie hoffte nur, dass Letzteres heute Abend nicht zum Einsatz kommen musste.

»Na ja ...«, begann der Polizist.

Tess erschauerte übertrieben und rieb sich die Arme, um seine Aufmerksamkeit auf die enganliegenden Ärmel ihrer Uniform zu lenken. Schwarzes Kleid, weiße Schürze. Es gab

keine unverfänglichere Kleidung. Sie fiel genauso wenig auf wie ein verrußter Arbeiter in Newcastle, der Marmorboden in einem eleganten Foyer, eine Feder an einem Hut. Sie gehörte einfach hierher, und sie bemühte sich nach Kräften, vollkommen gewöhnlich zu wirken, was durch ihre dunkelblonden Haare und die braunen Augen begünstigt wurde. Tess war alles andere als einprägsam. Sie wusste, dass sie ausreichend attraktiv war, und mit ihren Rundungen und dem frechen Charme erinnerte sie an die Mädchen auf den Anzeigetafeln, die Städter auf ein Wochenende am Meer einluden. Sie konnte Männer mit einem Zwinkern und einem schnellen Lächeln einladen, ihr Glück zu versuchen, doch sie stach nicht aus der Masse heraus und blieb niemandem lange im Gedächtnis. Zumindest hoffte sie das.

Tess ließ ihren Charme spielen und legte sich unschuldig eine Hand auf die Brust. »Bitte, Sie können sich nicht vorstellen ... ich *brauche* diese Arbeit. Ich darf sie nicht verlieren.«

Was der Wahrheit näherkam, als er ahnte.

Ein Tumult am anderen Ende der Absperrung lenkte den Polizisten einen Augenblick lang ab. »Sie da! Zurück!«

Tess beschloss, die Gelegenheit zu nutzen: »Bitte! Ich flitze nur schnell hinein ...«

Der Polizist bewegte sich bereits in die andere Richtung und murmelte leise vor sich hin, dass er hierfür nicht annähernd genug bezahlt bekam. »In Ordnung, schon gut. Der Dienstboteneingang ist um das Haus herum auf der linken Seite. Aber ich will Sie nicht dabei erwischen, dass Sie irgendwo herumlungern!«

»Nein, Sir. Danke, Sir.« Tess schlüpfte unter der Absperrung hindurch, bevor er es sich anders überlegen konnte, und ihre Dienstmädchenuniform sorgte dafür, dass sie schon im nächsten Moment mehr oder weniger unsichtbar wurde. Sie war nur ein weiterer Lakai, der emsig von hier nach dort hetzte.

Zumindest war das der Plan.

Der größte Coup unseres Lebens, hatte Ginny ihr erklärt. *So viel, dass es bis zum Ende unserer Tage reichen wird.*

Doch Tess hatte abgelehnt. Sie hatte genug. Es war vorbei. Bei ihrem letzten Coup wäre sie beinahe erwischt worden, und man hatte eine Belohnung auf ihren Kopf ausgesetzt. Oder besser gesagt auf die Frau, die sie damals gewesen war. Sie hatte ihre Haare schwarz gefärbt und sich als die Tochter eines reichen Rinderzüchters aus dem Süden ausgegeben, die Daddys Kunstsammlung erweitern wollte. Sie hatten die Masche schon dutzende Male durchgezogen. Sie brauchte nur ein wenig Zeit alleine mit dem Kunstwerk, um es näher zu »betrachten« und vielleicht sogar ein paar laienhafte Skizzen davon anzufertigen.

Es waren nie große Stücke gewesen, sondern kleine Dinge wie Miniaturen oder winzige Triptycha. Und einmal sogar ein paar Seiten eines mittelalterlichen Stundenbuches. Es war höllisch schwer gewesen, die richtigen Farbpigmente, den zerstoßenen Lapislazuli und das Blattgold dafür aufzutreiben. Aber Ginny hatte alles organisiert. Ginny organisierte immer alles.

Was ist schon dabei?, meinte Ginny jedes Mal vor einem neuen Coup und klang dabei wie ihr Vater. *Deine Nachbildungen sehen genauso gut aus wie das Original. Niemand wird den Unterschied bemerken.*

Und das hatte ja auch nie jemand. Bis zu dem letzten Coup, bei dem plötzlich etwas schiefgelaufen war. Tess erschauerte immer noch, wenn sie daran dachte. Sie hatte einen Fehler gemacht.

Es ging um eine Miniatur, die Hans Holbein zugeschrieben wurde und die komplexer war als die Aufträge bisher. Zarte Pinselstriche und winzige Juwelen, die an dem Hals der Schönheit aus dem sechzehnten Jahrhundert funkelten. Rubine. Doch Tess hatte Saphire gemalt.

Denk nicht mehr daran!

Die Polizei suchte nach einer Frau namens Assumpta de los Argentes y Gutierrez, gehüllt in Pelze und mit falschen Juwelen behangen, und nicht nach Tess Schaff in ihrer schwarzen Uniform und der weißen Schürze.

Trotzdem hielt sie den Kopf gesenkt, als sie an der Hausmauer entlangeilte. Ihre Haare fühlten sich immer noch strohig an, nachdem sie die Farbe herausgewaschen hatte. Danach hatte ein zarter grauer Film ihre Wangen, den Nacken und den Rücken bedeckt, der sich einfach nicht abwaschen lassen wollte. Sie hatte sich stundenlang mit Karbol saubergeschrubbt, bis sämtliche sichtbaren Spuren beseitigt gewesen waren, doch sie spürte ihn immer noch – den Schatten, den die jahrelangen Täuschungen und Lügen auf sie warfen, als hätte ihre verdorbene Seele einen Abdruck auf ihrer Haut hinterlassen, den nun alle Welt sehen konnte.

Ginny hatte nur geschnaubt, als Tess ihr davon erzählt hatte. *Wenn du sauber werden willst, dann von mir aus. Mach kein Drama daraus. Aber zuerst ...*

Aber zuerst.

Die meisten Stadthäuser hatten einen straßenseitigen Dienstboteneingang, zu dem eine kurze Treppe nach unten führte. Doch das Hochstetter-Haus war anders. Es erstreckte sich über vier Parzellen, ein riesiger Bau im Stil der französischen Renaissance, ein blasser Steinklotz, der im elektrischen Licht der Straßenlaternen erstrahlte, verschönert durch jede Menge Maßwerk und den einen oder anderen Wasserspeier. Ein Dienstboteneingang hätte das Gesamtbild der Fassade gestört und zu deutlich gezeigt, wie viel Arbeit notwendig war, um dieses herrliche Haus zu erhalten. Und so befand er sich an der Hinterseite, wo er niemandem wehtat.

Wir tun niemandem weh. Genau das hatte ihr Vater immer wieder gesagt. Und dabei war es egal, dass er seine medizinischen

Wundermittel aus Terpentin, rotem Pfeffer, Hammelfett und Paraffin herstellte. Mit der Zeit vermutete Tess, dass er fast schon selbst an seine Behauptung glaubte, er habe Monate in der Wüste verbracht und von einem Mediziner der Hopi-Indianer alles über die Geheimnisse des Schlangensöls gelernt, obwohl er eigentlich ein deutscher Einwanderer war, der als Apotheker versagt und seine Frau verloren hatte. Was – wenn Tess ehrlich war – wohl auch für seinen Verstand galt.

Einmal war er *Zaro, der Herrliche*, hatte sich einen opulenten Schal um seinen beinahe kahlen Kopf geschlungen und bot Essig mit aufgelösten Perlen zum Verkauf an, bei dem es sich in Wahrheit lediglich um reinen Essig handelte. Und in der nächsten Stadt wurde er zur *Spuckenden Schlange*, dem Ehrenmitglied eines zweifelhaften Indianerstammes, und hatte mit seinen Töchtern Gegenden bereist, die noch nie zuvor ein Weißer gesehen hatte. Er war alles, nur nicht Jacob Schaff. Alles, nur nicht der Mann, der er einmal gewesen war.

Tess erinnerte sich nur noch dunkel an die Zeit, als ihre Mutter noch gelebt und ihnen einen Walzer auf dem Piano vorgespielt hatte, das ihr Vater aus Hell's Kitchen nach Kansas verfrachtet hatte. Mit dem Tod ihrer Mutter hatte auch die Musik ein Ende gefunden. Tess konnte nicht spielen. Man hatte ihr immer wieder gesagt, sie hätte kein Gehör für solche Dinge. Dabei war es nicht so, dass sie die Musik nicht schätzte, sie konnte nur nicht selbst spielen, genauso wenig, wie Ginny einen Sonnenuntergang oder eine leicht verzogene Lippe malen konnte. Ihre Fähigkeiten mit dem Pinsel waren eine Gabe, ja, aber sie hatten ihr mehr Leid als Freude eingebracht, seit ihr Vater sie dabei beobachtet hatte, wie sie eine Libelle auf dem Fensterbrett gezeichnet hatte. Denn in diesem Moment hatte er beschlossen, ihre Fingerfertigkeit für gewinnbringendere Dinge einzusetzen.

Hätte sie stattdessen bloß das Gesangstalent ihrer Mut-

ter besessen, die sanfte Lieder aus der alten Heimat gesungen hatte und deren Stimme in perfekter Harmonie mit den Klängen des Pianos verschmolzen war.

Plötzlich hörte Tess Musik. Walzertakte. Genau wie die Walzer, die ihre Mutter gespielt hatte. Süß und traurig zugleich. Einen Moment lang dachte sie, die Stimme ihrer Mutter zu hören, die deutsche Lieder sang.

Vermutlich hätte sie etwas essen sollen, bevor sie hierhergekommen war. Ihr Magen war zu sehr in Aufruhr gewesen, weshalb sie nur ein hartes Brötchen hinuntergewürgt hatte, und nun hörte sie Musik, die gar nicht da war.

Abgesehen davon, dass sie *eben doch* da war. Die Töne gingen beinahe in den sehr viel lautereren Klängen des Orchesters unter. Es war tatsächlich ein Walzer, doch das Klavier klang sehr viel satter als das Pianino ihrer Mutter. Tess war keine Expertin, was Musikinstrumente betraf, denn diese hatten in ihrer verbrecherischen Vergangenheit kaum eine Rolle gespielt, aber sie wusste, dass dieses Klavier zu den besten seiner Art gehörte. Die Töne klangen voll und süß, obwohl sie durch die Bleiglasfenster gedämpft wurden. Durch die gotischen Rundbogenfenster hindurch sah Tess eine Frau, die genauso prächtig war wie der Klang ihres Instrumentes. Sie saß auf der Klavierbank, und ihre Finger vollbrachten wahre Wunder. Ihre dunklen Haare waren nach der neuesten Mode frisiert und eingedreht und genauso glatt wie das Holz ihres Klaviers. An ihrem Hals schimmerten in maßvoller Zurückhaltung die opulentesten Perlen.

Doch den wahren Mittelpunkt der Szene bildete der Mann, der sich zu der Frau hinunterbeugte und die Noten umblätterte. Die sehnigen Muskeln unter seinem Smoking, die gescheitelten und zurückgekämmten Haare, die ein hageres, interessantes Gesicht offenbarten, das nur aus Knochen und Schatten zu bestehen schien.

Tess wollte ihn malen. Sie wollte alles malen: den Schein der Lampe auf dem Klavier, die Noten auf dem Ständer, den schlanken Hals der Frau, die sich über die Tasten beugte. Aber vor allem wollte sie ihn malen.

Die Musik umfing sie wie ein Zauber und erweckte Sehnsüchte, von denen sie bisher nichts geahnt hatte. Sie wollte in diesem Zimmer sein, das so makellos schien wie ein Puppenhaus, zusammen mit diesem Mann. Diesem Mann, der sich mit derselben draufgängerischen Anmut, derselben Zurückhaltung und demselben Hunger über sie beugte und dessen Gefühle mit jeder Kontur seines Körpers sichtbar wurden.

Etwas Feuchtes breitete sich über ihre Wange aus.

Es war eine Träne.

Tess wischte sie beiseite. Sie war eine Närrin. *Wir sind nicht wie die anderen Leute*, hatte ihnen ihr Vater immer wieder eingetrichtert. *Wer will denn schon sein wie alle anderen? Wie ein Stück Vieh?*

Aber vielleicht war es eine Lüge gewesen. *Vielleicht hätten wir doch wie alle anderen sein können*, dachte Tess trotzig. Ihr Vater hätte als Verkäufer in einem Laden gearbeitet, und Tess hätte Klavierspielen gelernt. Niemals so gut wie die Frau, und auch niemals in einem derart vornehmen Zimmer, aber gut genug, um einen Mann dazu zu bringen, neben ihr zu stehen, sich über sie zu beugen, die Noten umzublättern und mit ihr zu lachen, wie dieser Mann gerade mit der Frau lachte. Die Stimmung veränderte sich mit einem Mal, und sie begannen, gemeinsam ein schnelles, fröhliches Lied zu spielen. Ihre Hände flogen über die schwarzen und weißen Tasten, stießen aneinander und machten die Musik zu einem Spiel.

Genug!

Tess riss sich von dem Anblick los. Selbst wenn ihre Familie normal gewesen wäre, wäre Tess niemals so geworden. So wie Caroline Hochstetter. Sie kannte die Frau von den Bildern,

die Ginny aus der Zeitung ausgeschnitten hatte: die frühere Miss Caroline Telfair, eine verzärtelte Südstaatenschönheit mit einer Abstammung, die sich bis zu Gott höchstpersönlich zurückverfolgen ließ. Oder zumindest zu drei oder vier Gründervätern.

Tess erschauerte und empfand auf einmal Unbehagen. Das hier lief nicht wie geplant. Ginny hatte ihr erklärt, dass sich Mrs. Hochstetter im Ballsaal aufhalten und ihr nicht in die Quere kommen würde. *Sie wird mit ihren Gästen beschäftigt sein, und du hast freie Bahn, versprochen.*

Egal. Ginny hatte keinen Einfluss auf die Gezeiten – und auch nicht auf verwöhnte Damen der feinen Gesellschaft. Tess wandte sich verärgert vom Fenster ab und stapfte zum Dienstboteneingang. Caroline Hochstetter turtelte im Musikzimmer mit einem Verehrer, was bedeutete, dass sie nicht in ihrem Schlafzimmer war – und nur darauf kam es an.

Die Küche war genau so, wie Ginny sie beschrieben hatte. Sie bestand nicht nur aus einem einzigen, sondern aus mehreren Räumen, und überall eilten emsige Bedienstete umher. Durch eine offene Tür sah Tess das Hauspersonal, das es sich bei einer Tasse Tee oder etwas Stärkerem bequem gemacht hatte. Das beklemmende Gefühl in ihrer Brust ließ ein wenig nach. Wenigstens in einem Punkt hatte Ginny recht gehabt: Mrs. Hochstetters Kammerzofe saß auf einem der schweren Eichenstühle und hatte Tess das Profil zugewandt.

»Sie da! Nehmen Sie das!« Ein wichtig aussehender Mann mit gestärktem weißem Hemd drückte Tess ein Tablett in die Hand, und die Champagnergläser klirrten. »Ballsaal!«

Verdammt! Aber vielleicht konnte sie es unterwegs irgendwo abstellen. Tess' Hände gaben beinahe unter dem Gewicht des Tablett nach. Offensichtlich war es kein Silbertablett, und es war definitiv zu groß, um es unter ihrer Schürze zu verstecken.

Vergiss das Tablett. Wir haben einen dickeren Fisch an der

